

Himmel und Erde

Autor(en): **Wechsler, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 17

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638251>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 17 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 30. April 1921

== Himmel und Erde. ==

Von Emil Wechsler.

Rötlich schon blühet der Pfirsich,
Schneeweiß die Schlehe am Strauch.
Längst schon kamen die Stare,
Gestern die Schwalben auch.

Und der Frühlingshimmel
Weinte, ob all der Pracht;
Drauf haben tausend Blumen
Blühend zum Himmel gelacht.

Erde und Himmel, die beiden
Müssen sich gut verstehn —
Sind wie zwei Menschen, die liebend
Sich in die Augen sehn.

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

6

Beim Nachtessen, nachdem Pauli bereits hinaus war, fuhr sie im Verlauf einer kleinen Auseinandersetzung, die sie mit dem Schwiegervater hatte, unversehens mit einem bösen Wort heraus. „Also — jetzt muß es endlich gesagt sein: Ihr hättet genug vor der eigenen Türe zu kehren! Ein Blinder kann das bald mit Händen greifen, daß die Hermine den Knecht lieber hat als den Hochzeiter!“

Klaus Inzuben sah einen Augenblick betreten. Plötzlich stand er auf und wandte sich in drohender Haltung gegen Brene. „Behalt dein Gift für dich, du! Bei der kommen allweg Tauf und Hochzeit nicht zusammen!“ Er hätte sie geschlagen, wenn sie nicht flüchtig geworden wäre.

Nun wandte er sich an Hermine. Er konnte fast gelassen tun. „Mach dir nichts aus dem, was so eine sagt.“

Hermine hatte sich vom Tische erhoben. Sie stand steif und sicher. Um ihre bleich gewordenen Lippen spielte ein verächtlicher Zug. Hart, wie zu sich selber, sagte sie: „Ich laß nichts an mich kommen!“ — —

Um diese Zeit sprach Klaus Inzuben fast jeden zweiten Tag beim Schreiner Manz vor, um zu sehen, wie es mit der Aussteuer vorwärts gehe. Denn Herminens Hochzeit sollte schon nach dem Heuet, zugleich mit derjenigen Annettens stattfinden.

Der Meister war stets ängstlich dafür besorgt, daß die Türe zwischen Stube und Werkstatt geschlossen blieb, damit der Bauer ja keinen Blick auf die angefangenen Hausratsstücke werfen könne. „Spart nicht am Holz und nicht an der Arbeit,“ munterte ihn dieser immer wieder auf.

„Es soll ein Brautfuder geben, wie noch keines von Gersbach weggefahren ist.“

„Ihr wißt, daß ich die Profession gelernt habe,“ gab das kurze, bewegliche Männlein gewöhnlich ein wenig beleidigt darauf zurück. Aber etwas sehen zu lassen, dazu war er nicht zu bewegen. „Das Holz ist noch tot,“ behauptete er kurzweg. Ja, wenn es sich um tameses handelte, wo der Maler nachher mit seinem Lack und Geschmier kommt und alles überstreicht, dann wär' mir in der Butif keiner im Wege. Aber den nußbaumenen Maser, den laß ich nicht sehen, bis der Schweiß drin ist. Der Schweiß muß ihm das Bild geben, nicht die Politur, wie viele meinen. Ich mach' Euch dann schon auf, wenn's an der Zeit ist.“

Als Hermine ihren Verlobten am Sonntag zur gewohnten Stunde die Dorfstraße heraufkommen sah, bemächtigte sich ihrer eine seltsame Erregung. Es schien ihr gar nicht anders möglich, heut mußte sich etwas besonderes ereignen, es mußte alles eine Wendung nehmen. Sie selber wollte mit Gewalt alle Scheu überwinden. Und er mußte sehen, daß sie doch auch ein klein wenig ihn selber meinte, nicht bloß seinen Besitz. Sie hatte sich bis jetzt auch gar keine Mühe gegeben, auf seine trodene Art einzugehen. Gewiß, wenn sie ihn ein wenig merken ließ, daß sie ihn suchte — —

Emil Merk sah noch kaum zwei Minuten am Tische, sie hatte noch kaum ein paar der herkömmlichen Redensarten aus seinem Munde gehört, da wußte sie besser als je, daß sie ihm immer fernstehen werde. Er war zwar heute